



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Necker, Moritz: Ein realistischer Roman.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein realistischer Roman.



Was ist es denn eigentlich mit dem Realismus? Kein Schlagwort ist heutzutage mehr verbreitet, als das Wörtchen „realistisch.“ Will man einen Roman, eine Schilderung besonders loben, so nennt man sie „realistisch“; dem bedeutendsten Maler der Gegenwart, dem lezt hin so glänzend gefeierten Adolf Menzel, sprach man Realismus zu; Richard Wagner mit seiner virtuosen Tonmalerei soll der Realist in der Musik, Gottfried Keller der Realist in der Poesie sein. Man spricht von einem Realismus in der Wissenschaft, von einem Realismus in der Politik. Ein gelehrter Literaturhistoriker hat unsre Zeit als die Epoche des Realismus schlechthin bezeichnet. Wo man hinsieht, trifft man überall auf dieses Schlagwort, und vor einiger Zeit hat sogar eine neue Wochenchrift, die einem unabwiesbaren Bedürfnisse abhelfen wollte und an die Gunst eines geehrten Publikums appellirte, gleich auf dem Titelblatte den Realismus als Panier aufgepflanzt. Was ist es mit diesem proteusartigen Fremdworte, das überall willkommen ist, und womit sich schließlich alle jene zieren, die sonst keinen andern Schmuck aufzuweisen haben? Ein Wort, das so allgemein beliebt ist, kann nicht ein leerer Schall sein; etwas allgemein als wertvoll anerkanntes muß doch damit gemeint sein.

Wenn man sich nur etwas historisch zu besinnen vermag, so gewahrt man, daß jede Epoche ein solches Lieblingswort hatte, das ursprünglich seinen höchsten idealen Sinn besaß, seinen ersten Prägern zu großem Ruhm gereichte, im Verlaufe der Zeit aber zur abgegriffenen Münze wurde, um einem neuen Schlagwort Platz zu machen, welches dieselben Stadien des Blühens und Verblühens durchmachte. So ein Schicksal hatte im vorigen Jahrhundert das Wort „Aufklärung.“ Von Thomastius, der für die Abschaffung der Folter kämpfte, und Voltaire, der sich in den Dienst der englischen Philosophen stellte, bis auf Lessing und Kant hatte dies Wort und auch sein Inhalt eine große Geltung in Europa: Poesie und Philosophie, auch die Theologie, die Politik und die Jurisprudenz, sie dienten alle der Aufklärung, bis die Romantiker dem sich überlebenden „Aufklärer“ eines Philisters wie Nicolai ein Ende machten und den allgemeinen Geschmack in eine andre Richtung lenkten. Auch der Gemeingeist ganzer Epochen pflegt ebenso einseitig wie die Begabung eines einzelnen Menschen zu sein; da ist die gesamte geistige Thätigkeit der ganzen Kulturwelt in eine bestimmte Richtung gelenkt, der auch die entferntesten Zweige der Forschung, die scheinbar einsamsten Denker dienen. Und ebenso ist es mit dem Geiste der Epoche, in der wir leben und der in dem Worte „Realismus“ sein Kennzeichen gefunden hat.

Das Merkmal diefer untrer Epoche ift der weit aufgefchloffene und immer noch begierig fich öffnende Sinn für die Wirklichkeit, für die uns umgebende Welt der Natur und der Gefchichte. Die großartige Entwicklung und der mächtige Erfolg der empirifchen Wiffenfchaften haben diefen Sinn erzeugt, genährt und gefchult. Wer eine neue Entdeckung macht oder, wie der Schulausdruck lautet, wer „unfre Erfahrung bereichert,“ der ift der rechte Mann der Zeit, dem wird der Kranz gereicht. Groß ift der Aftronom, der einen Stern zehnter Größe entdeckt, groß ift der Mediziner, der einen neuen Bacillus auffindet, groß ift der Germanift, der fo glücklich war, in einem weltabgelegnen Klofter noch eine altdeutsche Handfchrift zu finden, groß ift der Mann des „dunkeln Weltteils“ — denn fie alle haben „unfre Erfahrung bereichert.“ Wir kommen uns ganz neu auf diefer alten Mutter Erde vor, und die erregte Phantafie, der fo viele bisher unbefannte Thatfachen in der Natur nachgewiefen wurden, begnügt fich nicht an dem erworbenen Befitz, fondern drängt immer fort nach neuem Erwerb. Wenn irgendein Gefühl in uns vorherrfchend ift, fo ift es kein religiöfes, kein äfthetifches, fondern bloß das einfache Wirklichkeitsgefühl, und darum bezeichnet man unfre Zeit mit Recht als die Zeit des Realismus.

Nun aber kann es beim bloßen Wiffen der Thatfachen nicht fein Bewenden haben; wir würden unfre menfchliche Natur verleugnen, wenn wir kein Bedürfnis hätten, Ordnung in diefe fo unendlich reicher gewordne Welt zu bringen. Und die Gelehrten aller Wiffenfchaften haben damit auch alle Hände voll zu thun. Zwar gab es einmal eine Anficht, welche diefen Beruf, Einheit in die Welt des Wiffens zu bringen, vorzüglich der Philofophie zuerkannte; aber diefe Anficht gilt für veraltet, feitdem auch die Philofophie „exakt“ geworden ift, feitdem auch fie fich auf die Beobachtung und Sammlung von Phänomenen, hier natürlich pſychifcher Art, verlegt hat. Den Beruf, den Gebildeten eine Weltanfchauung zu verfchaffen, haben (vorläufig wenigftens) die heutigen „wiffenfchaftlichen“ Philofophen von fich abgelehnt; das wäre ja wieder die verpönte Hegelei. So herrfcht denn in der That der Skeptizismus überall oder, wenn man lieber will — der Realismus: mehr eine Methode als eine Lehre, mehr eine Form als ein Gehalt.

Auch in der Poesie erfchallt der Ruf nach Realismus, und auch hier hat er diefelbe Bedeutung wie überall: es ift ein Ruf nach Wirklichkeit, nach Wahrheit. Neu ift diefer Ruf im Gebiete der fchönen Literatur keineswegs, er wiederholt fich in jeder Epoche. Kann auch der moderne Gelehrte einer einheitlichen Weltanfchauung in feinem Berufe, der einen Teil der großen wiffenfchaftlichen Arbeit der Zeit ausmacht, zur Not entbehren, der Dichter kann es nicht. Der Dichter muß ein ganzer Menfch fein, in fich die ganze Menfchlichkeit als lebensvolle Einheit verkörpern. Allerdings auf fyllogiftifchen Sätzen braucht er nicht feine Weltanfchauung zu begründen; er fühlt ja die Welt mehr, als er fie denkt, er entfcheidet nicht durch ein abftraftes Urteil, fondern durch die unmittelbare

Empfindung von Liebe und Haß über den Wert, den die Dinge für ihn haben; nur von den obersten leitenden Ideen seiner Epoche hängt die Färbung und Stimmung seines ganzen Gefühlslebens ab. Aber eben auf die allgemeine Wahrheit dieses Gefühlslebens kommt es an, eine Wahrheit, die mit jeder produktiven Zeit wechselt und ihre überzeugende Kraft nur innerhalb bestimmter Voraussetzungen besitzt. Auch Jean Jacques Rousseau erhob den Ruf nach Natur in der Zeit der Herrschaft des Kokos und des Klassizismus. Aber wer wird heutzutage in seinen Romanen ein wahres Abbild der Welt finden? Seine Zeitgenossen jedoch jubelten über die neu entdeckte Wirklichkeit, welche ihnen der naturschwärmende Genfer entfaltete. So ist es jetzt mit dem Realismus auch. Wir empfinden die Wirklichkeit mehr, schärfer, reicher, als man sie früher empfunden hat. Die Wissenschaften haben uns gründlich über Natur und Geschichte unterrichtet. Wenn uns ein Dichter daher fesseln soll, muß er dieselbe entwickelte Empfindung für die Wirklichkeit haben wie wir selbst, sonst langweilt er uns mit seinen unwahren Gemälden. Um dieses unser Wirklichkeitsgefühl zu befriedigen, bedarf es durchaus noch nicht des Apparates der französischen Naturalisten; Realismus und Naturalismus sind noch lange nicht identisch. Der Naturalist ist vom Materialismus und Pessimismus nicht zu trennen; in dem Übel der Welt glaubt er den rechten Gehalt derselben, im Auswurf der Gesellschaft ihr Wesen zu finden; der Begründer des Naturalismus hat nicht zufällig zu Claude Bernard, dem experimentirenden Physiologen, als Vorbild für den experimentirenden Romanschreiber aufgeblickt. Die Forderung des Realismus hebt nicht ein einziges jener ewigen Gesetze der Poesie und des guten Geschmacks auf, die der malerische Naturalist fortwährend verlegt; der ästhetische Realismus steht einem sittlichen Idealismus nicht im geringsten im Wege; man denke an Jeremias Gotthelf, an Fritz Reuter. Nur die eine Forderung stellt er auf: wahr sein, aus dem Herzen der Zeit schaffen, ihr Wirklichkeitsgefühl befriedigen, das ein andres ist als das vergangener Zeiten, eine Forderung, die mit der nach echter Poesie schlechthin zusammenfällt.

Wenn der Leser nach dieser etwas lang geratenen Einleitung nun von mir einen Hymnus auf einen jener Autoren erwartet, die sich in neuester Zeit mit vielem Lärm als die wahren Realisten geberden, etwa auf den Autor des „Apotheker Heinrich“ oder seine Freunde, so bedaure ich sehr, ihm dieses recht zweifelhafte Vergnügen nicht bereiten zu können, denn ich glaube nicht, daß aus der obigen Reflexion gefolgert werden könne, daß ich mich für die Poesie des Küchenzettels oder der Toilettenfürsorgen einer kleinstädtischen Apothekerin begeistern müsse. Ein andres als realistisches Meisterwerk angepriesene Buch\*) gab mir den Anlaß, über den Begriff des Realismus selbst nachzudenken, und vielleicht ist es doch nicht fruchtlos, daß ich etwas laut nachdachte.

\*) Im Bruch. Eine Biographie von Heinrich Arzyzanowski. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1885.

„Die Literaturgeschichte wird seinen ungefälligen Namen nicht vergessen, und wenn er auch nur vor diesem einen Buche gestanden hat“: mit dieser glänzenden Zensur versah ein wohlbestalter Professor der Literaturgeschichte an einer berühmten Universität das Buch „Im Bruch.“ Kann man es mir verargen, daß ich mich beeilte, es zu kaufen und mit der Gier eines Menschen, der lange der rechten poetischen Kost entbehrt hat, zu lesen? Konnte ein neues Talent verheißungsvoller in die Literatur eingeführt werden? Muß nicht der offizielle Vertreter der Wissenschaft am besten wissen, was auch zukünftig die Literaturgeschichte von dem Werke des Autors mit dem wirklich „ungefälligen Namen“ denken wird? Freilich soll es vorgekommen sein und zuweilen noch jetzt vorkommen, daß einer ein sehr hübsches Kollegienheft aus einer Bibliothek von Kritiken über Schiller oder Goethe zusammenstellen konnte, selbst aber eines treffenden Urteils über literarische Erscheinungen, bei denen ihm keine Schlegel oder Gervinus die Kritik vorgebracht hatte, so ziemlich entbehrte. Es soll ein Unterschied zwischen dem Historiker und dem Kritiker bestehen, und nicht immer sollen beide Begabungen in einer Person sich vereinigt finden. Aber daran dachte ich erst, nachdem ich, auf die Autorität vertrauend, das Buch gekauft und gelesen hatte, wonach es mir als eines der frankesten und peinlichsten dichterischen Erzeugnisse erschien, die mir seit langer Zeit zu Gesichte gekommen sind. Da der Autor einen polnischen Namen trägt und ich gleich hinzufüge, daß mir sein Werk in tiefster Seele undeutsch, vielmehr recht slawisch, turgenjewisch empfunden erscheint, ohne jedoch durch des Meisters geniale Form zu befriedigen, so verdächtige man mich deswegen nicht des Chauvinismus, denn ich erkenne ebenso bereitwillig die vortreffliche deutsche Prosa der Dichtung an. Übrigens haben auch andre Kritiker, freilich von geringerer Autorität als der eines Universitätsprofessors, sich für diesen Autor als einen „deutschen Naturalisten“ begeistert, sodaß es wohl gerechtfertigt erscheint, wenn ich dieses Werk hier einer unbefangenen Betrachtung zu unterziehen versuche.

In einer kleinen Landstadt lebten zwei Brüder, Michael und Gabriel Engel; so verschieden sie auch in ihren Charakteren waren, lebten sie doch als gutgeartete Menschen brüderlich liebevoll miteinander. Sie waren Söhne eines Goldgießers, doch nur Michael betrieb das väterliche Handwerk weiter, Gabriel entschied sich früh für die Schlosserei. In diesem Berufe hatte er das Unglück, durch einen glühenden Eisenkern, der ihm bei der Arbeit ins Gesicht flog, sein rechtes Auge zu verlieren, ein Unglück, durch das der ohnedies von Jugend auf in sich gekehrte Gabriel sich noch mehr zur Einsamkeit und zur Trennung von den lauten Freuden seiner Alters- und Berufsgenossen gestimmt fühlte. Michael jedoch wurde ein Mensch, der es, ohne deswegen Beruf und Pflicht zu vernachlässigen, wie andre junge Männer trieb: er besuchte das Wirthhaus, liebte Spiel und Tanz u. dergl. m. Bei einem Turnfeste, an einem schönen Sommertage, lernten beide Brüder zugleich ein schönes Mädchen kennen; sie hieß Cres-

centia. Michael, der weltmännifchere, verkehrte bald vertrauter mit ihr als Gabriel, dem fie nicht minder wohlgefiel, der aber ganz unkundig des gefelligen Verkehrs fich auf das befcheidene Beobachten verlegte. Als am Abend der Tanz anging, war Michael fo aufmerkfam, das schöne Mädchen zu dem ftillfizhenden Bruder zu fchicken, um auch ihn zum Tanze aufzufordern. Da aber Gabriel nicht tanzen konnte, fo mußte Crescenz ihre wohlgemeinten Bemühungen, feine Tanzmeisterin zu fein, bald aufgeben. Gabriel dankte ihr im Herzen mit einer glühenden Verliebtheit, ohne feine Gefühle laut werden zu laffen. „Es trug fich einige Wochen nach jenem Gartenfefte zu, daß Michael und fein Bruder des Abends durch die Felder gingen. Der Schnitt hatte bereits begonnen, doch war noch lange nicht alles Getreide gehauen, die Flur sah noch voll und freundlich aus. Desto ernfthafter war Michael. Er, der fonft des Redens kein Ende fand und überreich an fecken Einfällen war, spazierte heute mit einer gewissen Feierlichkeit dahin und ließ feinem wortfargen Begleiter ganz allein den Vortrag. Doch war er mehrmals ftehen geblieben, als ob er etwas fagen wollte, womit er aber niemals zu ftande gekommen war. Er hatte nur jedesmal mit dem Knopfe des Spazierftodes an feine Zähne getippt und alsdann den Weg fortgefetzt. Endlich faßte er fich doch ein Herz und erklärte, daß eine große Veränderung nahe bevorftehe. »Die wäre?« fragte Gabriel. »Ich werde die Bießerei übernehmen,« fagte Michael. »Hast du mit dem Vater schon gefprochen?« — »Noch nicht, aber demnächft. Er wird wohl nichts dagegen haben. Und dann — dann werde ich heiraten.« Zum erftenmale dachte Gabriel an eine Vermählung des Bruders. Bei ihm hatte es fich bis jetzt von felbst verftanden, daß die Dinge fo fortgehen würden, wie fie bisher gegangen waren. Zugleich fiel ihm auch ein, wer die Braut fein möge, und er erfchrak ein wenig. »Und wen willft du denn heiraten?« fragte er. »Kannft du dir das nicht vorftellen?« entgegnete Michael. »Ja und nein!« war die Antwort. »Warum nein?« »Weil ich es doch nicht ficher weiß.« »Nun und an wen denkft du?« »Ich kenne niemand als Crescenz,« fagte Gabriel etwas zögernd. »Hast du vielleicht etwas einzuwenden?« fragte der Bruder. »Ich?« rief jener. »Nein, nein, heirate du nur und viel Glück dazu.«“ Trotz diefer loyalen Auseinanderfetzung erhält fich nach der Verehelichung Michaels mit Crescenz das Gerücht, daß es zwischen den Brüdern wegen des Mädchens zu Streit gekommen fei. Wie dieses Gerücht entftehen konnte, weiß der Erzähler felbst nicht: es ift eben ein Gerücht. Solche unmotivirte Ereigniffe fpielen auch fpäter noch eine große Rolle.

Nach kurzem Zusammenleben fühlt fich Crescenz, über deren Empfindung wir bisher nichts erfahren haben, in ihrer Ehe unglücklich. Warum? Etwa weil Michael nach den ersten Honigmonden wieder angefangen hat, die Abende im Wirtshaus zuzubringen? Da fich Crescenz felbst darüber nicht äußert und auch der Dichter es nicht erklärt, bleibt man darüber im Unklaren. Aber es wird dafür nummehr offenbar, daß fie den einäugigen Gabriel liebt. Was fie

liebenswertes an ihm findet, wird wieder nicht gefagt: die Liebe ift nun einmal da und verrät fich zunächft darin, daß die junge Frau, während ihr Mann im Wirtshaus fitzt, an den Vefeeabenden der Schwiegereltern fleißigen Anteil nimmt, denn auch Schwager Gabriel ift dabei. Diefes hat feit jener Auseinanderfetzung mit dem Bruder für Crescentia keine andre als brüderliche Empfindung gehabt. „Mit feinem Schickfal völlig ausgeföhnt, war er ernst, doch nicht traurig, ja er hatte das befeligende Gefühl, als hätte er an Liebeskraft gewonnen, was er an Liebesglück eingebüßt, doch war er frei von aller Leidenschaft.“ Diefes unfeuldige Verfehr in Gegenwart der Eltern wird — man weiß wieder nicht warum? — im Wirtshause dem Michael verdächtigt; er nimmt dann an einigen Abenden teil, überzeugt fich von der lügenhaften Verleumdung der Gattin und des Bruders und fezt beruhigt feine frühere Lebensweife fort; auch, fagt er, verdroß es ihn, fo aufpassen zu müffen. Einmal hat Gabriel in die nächfte Kreisftadt zu fahren und Crescenz bittet ihn, fie mitzunehmen. So peinlich es ihm wird, kann er ihr die Bitte nicht abfchlagen. Die Fahrt in der brennenden Sonnenhize ermüdet fehr, und mitten im Wege bittet Crescenz den Schwager, eine kleine Ruhe zu halten unter einem fehattigen Buchenbaume, der ihr gerade auf einer fehönen Wiefe ins Auge fällt. Das Gefpräch, welches fich zwifchen den beiden unter dem Baume lagernden entfpinnt, erinnert lebhaft an die Situation des Jofeph und der Potiphar. Der gewissenhafte Gabriel fucht dem ziemlich unverblünten Gefändniffe ihrer Liebe auszuweichen. Crescentia weint, wirft fich ins Gras, verbirgt ihr Geficht und will nicht weiterfahren. Gabriel fteht ratlos vor der ihm neuen Erfcheinung eines verliebten Weibes da, bis ein herannahendes Fuhrwerk ihn auf die Gefahr ihrer Lage aufmerkfam macht und auch Crescenz zur Vernunft bringt. Ein Mezger aus ihrer Stadt war es, der vorbei fuhr, die Verlegenheit Gabriels merkte, auch daß Crescenz aufstehend fich die Kleider zurechtshob, und der fich darüber allerlei Gedanken machte. Inzwischen fahren die beiden jungen Leute ihrem Ziele zu. Ein plözliches Ungewitter zwingt fie bei Gabriels Gefchäftsfreunde, der zugleich mit Crescenz verwandt ift, zu übernachten. Sie verbirgt nur mühsam ihre Leidenschaft für den einäugigen Gabriel, indes er fich hinter feine kühle Schwagerschaft verfanzt. Crescenz bestellt ihn vor dem Schlafengehen auf ihr Zimmer. Mit bangem Herzen fchleicht er zum Rendezvous und trifft Crescenz angekleidet am Bette fitzend, in Thränen aufgelöst. Sie will nicht mit ihm zurückkehren, fie bleibt einige Tage bei ihrer Verwandten. Zu Hause angekommen, wird Gabriel von den Eltern und dem Bruder unwirfch empfangen: des Mezgers Saat ift aufgegangen. Der Entfchluß Crescentias verdächtigt die beiden noch mehr. Tags darauf kommt Bruder Michael in die Schlofferwerkstatt, um direkt von Gabriel Auskunft über das Verhältnis zu feinem Weibe zu erhalten: ob es wahr fei, was die Leute im Wirtshaus und felbft auf dem Grünmarfte fagen, daß Crescentia zu ihm halte? Nachdem er ihm

das Geträtsch der alten Weiber erzählt hat, sagt Gabriel: „Das ist schlimm, sehr schlimm! aber noch lange nicht das schlimmste! — Michael war hart vor ihm stehen geblieben, als wartete er, was nun folgen werde. Sein Atem ging kurz und heiß, der ganze Körper strömte eine fühlbare Wärme aus. »Das schlimmste wäre, wenn du diesem Gerede Glauben schenkest,« sagte Gabriel. »Und wenn ich nun nicht anders könnte!« erwiderte jener. Hier stieß Gabriel an die Wahrheit (sic!) und sagte: »Wenn du nicht verzeihen könntest!« — »Selbst wenn es wahr wäre?« schrie Michael und faßte den Bruder am Arme. »Selbst wenn etwas wahres daran wäre!« erklärte dieser ruhig. »Ist das dein Ernst?« brauste Michael auf. »Es ist mein Ernst!« — »Dein letztes Wort?« — »Mein letztes!« — »Gabriel! flüsterte der andre mit einer vor unterdrücktem Zorn bebenden Stimme: Gabriel! Wir haben uns lange genug gut vertragen, so wirst du es mir nicht übel nehmen, wenn ich dir sage, daß du ein grundslechter, ehrvergessener Patron bist.« — »Es steht schlimm um dich, antwortete Gabriel, wenn du mir das sagen kannst. Versteh mich recht: Wenn etwas wahres daran ist, was nur die Leute schlecht gemacht haben!« — »Und das wiederholst du mir, Ehrenschränder?« rief jener. »Sag es noch einmal!« sprach Gabriel am ganzen Leibe zitternd. »Ehrenschränder!« — Der Leser erwartet nun wohl, daß Gabriel seinen Bruder aufklären und die schmählichen Anschuldigungen zurückweisen werde. Das geschieht aber nicht. Gabriel ist ein ganz besondrer Heiliger: er dreht sich einfach um, sagt kein Wort, schnürt sein Bündel und zieht in die Fremde, nachdem er in aller Eile seine Werkstatt verkauft hat.

In einem zwanzig Meilen entfernten Städtchen siedelt er sich an, und nun erst offenbart sich sein wahres Wesen. Er versteht es zunächst nicht, sich eine Existenz zu schaffen, Kunden zu erwerben, weil er, wie der Autor erklärt, nicht zu scheinen versteht. Er geht auch jetzt nicht abends in die Wirtshäuser, sondern bleibt einsam zu Hause. So sehr sein Kapital zusammenschmilzt, kann er sich doch nicht entschließen, sich von seinem alten Roß zu trennen, obgleich er es zu nichts weder braucht noch verwenden kann. Seine Muße ist ihm aber willkommen: er benutzt sie zur Vollendung einer höchst wertvollen Erfindung eines gegen jeden Einbruch sichern Schlosses. Als die Not am höchsten ist, verkauft er das Schloß, zugleich mit dessen Idee um den hundertsten Teil der Summe, den der schlaue Käufer dabei gewinnt. Zugleich führt ihm der Zufall den ersten größern Arbeitsauftrag zu, auch fällt ihm kein unbeträchtlicher Betrag als Erbe von der Mutter zu. Im Gelde schwimmend, unterstützt er reichlich ein kindisches altes Ehepaar, sorgt für sein unnützes Roß, nimmt einen Gefellen auf, weiß aber so wenig mit dem Gelde zu wirtschaften, versteht es auch so wenig, sich neue Aufträge zu verschaffen, daß er auch jetzt bald in die größte Not gerät. „Das macht, weil ich ein Sonntagskind bin und das grüne Gras so gern habe,“ sagt er sich. Er kann sich nicht entschließen, diejenigen, welche er bisher unterstützt hat, ohne Hilfe zu lassen, auch jetzt nicht, wo es ihm selbst schlecht geht.

In dieser höchsten Not kommt der Bruder Michael in sein Städtchen und besucht auch ihn. Welch ein Unterschied zwischen den beiden Brüdern! Michael ist unterdes ein Herr geworden, der auf seinen Reichtum stolz ist. Im Hotel sitzt er an der Honoratiorentafel, kaum darf er sich zusammen mit dem armen Schlossermeister zeigen. Gabriel fühlt schmerzlich seine unbrüderliche Kälte, und der Dichter erklärt dabei sein Schicksal: „Hätte er größere Einsicht und Bildung besessen, so würde er gesagt haben, er sehe es nun an einem naheliegenden Beispiele zu allererst, wie die Menschlichkeit in den meisten Menschen viel früher als diese selbst absterbe, und wie er für seine Person zu dem geringen Häuflein derjenigen gehöre, welchen sie während des ganzen Lebens unverloren bleibt, zu dem Häuflein derjenigen, welche von der Welt, vorausgesetzt, daß dieselbe guter Laune ist, große Kinder genannt werden und die echten Sonntagskinder sind, mit ihrem Sonntage jedoch kein Glück machen, da der Werktag allein schafft, was förderlich ist.“

Aber die wichtigste Erfahrung muß Gabriel erst noch machen. Da er die ganze Zeit über nicht mit seiner Familie verkehrt hat, so erfährt er erst jetzt, nach zehn Jahren etwa, daß Crescenz sich von Michael hat scheiden lassen, in einem fremden Städtchen, wo niemand sie verachten konnte, sich ganz allein niedergelassen hat, und daß Michael inzwischen wieder geheiratet hat, Kinder bekommen hat und glücklich geworden ist. Gabriel ist über diese Mitteilung, die seine ganze Aufopferung lächerlich macht, so konfus, daß er sich bis zur „Majestätsbeleidigung“ hinreißen läßt, wie der am Wirtstische anwesende Staatsanwalt seine Reden erklärt, und in der That wird ihm der Prozeß gemacht, und Gabriel muß einige Monate im Gefängnis sitzen. Hier lernt er durchs Gitter ein leichtfertiges hübsches Mädchen, Rosinchen genannt, kennen, in das er sich leidenschaftlich verliebt. Frei geworden, weist er jede Geldunterstützung, die ihm der Bruder hinterlassen hat, zurück, und wandert zu Crescentia. Und sonderbar: diese empfängt ihn mit Jubel! Sie hat darauf gerechnet, daß er einmal kommen werde, aber selbst sich melden mochte sie nicht, ja sie hatte der Mutter einen Schwur abgenommen, ihre Trennung von Michael dem andern Bruder nicht eher mitzuteilen, als bis Gabriel selbst nach ihr fragen würde. Und Gabriel fragte nicht! Nun sollte man meinen, es stünde der Verbindung beider nichts im Wege und das „Sonntagskind“ könnte glücklich sein. Aber der Dichter will ja die These durchführen, daß die rechte Menschlichkeit, der wahrhaft sittliche Mann auf dieser Welt nicht leben könne: darum muß die unmögliche Liebe zu Rosinchen auch jetzt einer Erwidderung der Liebe Crescentias bei Gabriel im Wege stehen und nach kurzem Beisammensein sie trennen. Und da nun der Dichter nichts mehr mit seinem that- und kraftlosen Helden anzufangen weiß, so muß ihn die galoppirende Schwindsucht dahinraffen.

Ich habe nicht ohne Absicht die Handlung ziemlich ausführlich wiedergegeben, denn diese Wiedergabe enthält schon die Kritik derselben. Es ist eine

Kette von Unwahrscheinlichkeiten, und unfaßbar ist es, wie man hier von Realismus hat reden können. Zunächst: welch ein Widerspruch im Helden selbst! Schlosser und beschaulich wie ein Dichter! als ob nicht die schwere körperliche Arbeit seines Berufes allein jedes beschauliche Temperament ausschöpfe! Wenn dieser Gabriel überhaupt tragisch wäre, so müßte er es durch den Zwiespalt zwischen seinem äußern und seinem innern Menschen werden, was jedoch dem Dichter nicht entfernt eingefallen ist. Sodann hat der Dichter die Kontemplation Gabriels so ausschließlich zu seinem Charakter gemacht, daß er ihn jeder Energie, zu begehren, jeder Kraft, zu handeln beraubt hat, nicht einmal in der höchsten Notwehr der beleidigten Manneswürde läßt er ihn etwas thun, und in der größten Not des gemeinen Lebens giebt er ihm nicht einmal das Streben, durch Arbeit seinem Hunger zu wehren, daß man sagen muß: so ein Mensch ist ganz undenkbar. Wenn er möglich ist, so ist er keineswegs eines jener „Sonntagskinder,“ das die Menschlichkeit in sich am längsten bewahrt, sondern ein pathologisches Objekt. Vor allem ist er kein sittlich wertvolles Individuum: denn die wahre Sittlichkeit besteht nicht in der absoluten Passivität des Käsonnirens, sie fordert auch die Kraft zu handeln, sie duldet nicht bloß, sondern verlangt sogar einen kräftigen Egoismus, wie selbst die traditionelle Morallehre von Pflichten des Menschen gegen sich selbst spricht. Der Pessimismus, der aus diesem Buche des Verfassers mit dem „ungefälligen Namen“ spricht, ist keine ernst zu nehmende Weltanschauung, sondern krankhafte Hypochondrie. Und wie unwahrscheinlich ist Crescenz mit ihrer Liebe zu Gabriel! Man denke an die Novelle „Zwischen Himmel und Erde“ von Otto Ludwig: auch da zwei Brüder, die dasselbe Weib lieben. Aber mit welchen Vorzügen hatte Ludwig jenen Bruder ausgestattet, der dem verheirateten gefährlich wird! Hier ist es schlechtthin unbegreiflich, warum Crescenz den einäugigen, einfüßigen, ungelenken Gabriel dem gewiß nicht gefühlsrohen, aber lebensfreudigen Michael vorzieht. Es ist aber immer schlimm, wenn der Dichter kein andres Motiv als eben die Blindheit der Liebe anzuführen weiß. Auch die seltsame Buße, die sich Crescenz — vielleicht wegen der versuchten Verführung Gabriels? — auferlegt, will nicht recht zu ihrer ursprünglichen Leidenschaft stimmen, mit der sie den Schwager begehrt. Daß man das Buch trotz seines überidealistischen Grundgedankens als ein „naturalistisches“ Produkt hat anpreisen können, dürfte vorzüglich auf diese, wenn auch noch so hübsch verschleierte, doch rein pathologische Behandlung der Liebesleidenschaft zurückzuführen sein. Ob das für den Autor ein Kompliment war, lassen wir dahingestellt.

Wir wollen aber nicht von ihm scheiden, ohne die Hoffnung auszusprechen, zu der uns seine glückliche Darstellungsgabe anregt, daß er aus gesündern Grundgedanken erfreulichere Leistungen als „Im Bruch“ bieten werde, um die Prophezeiung seines akademischen Kritikers doch noch wahr zu machen.

Jmsbruck.

Moritz Necker.